

Melda Akbaş
So wie ich will



Melda Akbas, geboren 1991, lebt in Berlin und machte im Frühjahr 2010 ihr Abitur. In ihrer Freizeit engagierte sie sich als stellvertretende Schulsprecherin, im Bezirksschülerausschuss und arbeitet für die Türkische Gemeinde Deutschland. Im März 2009 wurde ihr Projekt »l.o.s. – let's organize somethin'« von der Deutschen Bank und der Initiative »Deutschland – Land der Ideen« ausgezeichnet. 2010 ver-

DIE AUTORIN veröffentlichte sie erfolgreich ihr erstes Buch »So wie ich will«.

Melda Akbaş

So wie ich will

Mein Leben zwischen
Moschee und Minirock





Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *München Super Extra*
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Erstmals als cbl Taschenbuch Mai 2012
Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform

© 2010 by C. Bertelsmann Verlag, München,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe
Random House GmbH

Alle Rechte dieser Ausgabe bei cbl/cbl Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlagfoto: Isabelle Graeff

Umschlaggestaltung: init.büro für gestaltung, Bielefeld

MI · Herstellung: AnG

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-570-30809-7

Printed in Germany

Inhalt

1. Weine nicht, es kann nur besser werden **7**
 2. Vergiss dich nicht und denk daran:
Familie ist Reichtum **31**
 3. Ich will dich lächeln sehen **69**
 4. Sei stolz auf das,
was du bisher geschafft hast **95**
 5. Habe Mut! **126**
 6. Vertraue dir selbst **161**
 7. Think Pink! **192**
 8. ... und denk daran:
Familie ist Reichtum – Teil II **209**
- Nachtrag: Gib niemals auf! **234**

1.

Weine nicht, es kann nur besser werden

Ich heiße Melda. Ein etwas seltsamer Name, ich weiß. Ich bin Türkin, deshalb. Der Name bedeutet so viel wie »jung«, »grazil«, »fein« oder auch »frisch«. Ich finde, das passt alles wunderbar zu mir. Dabei war meiner Mutter, die ihn für mich aussuchte, vor allem wichtig, dass er aus dem Türkischen stammt, gleichzeitig aber auch auf Deutsch leicht auszusprechen ist. Sie selbst heißt Zleyha, da kann man ihre Überlegung schon verstehen. Jedenfalls habe ich mich an meinen Namen gewöhnt. Zeit genug hatte ich schließlich, bis heute exakt achtzehn Jahre, fünf Monate und zwölf Tage.

Melda – das bin eben ich.

Außer mir kenne ich auch niemand anderen, der so heißt. Aber wahrscheinlich kenne ich mich ja nicht einmal selbst – so richtig, meine ich. Das ist in meinem Fall auch nicht so einfach, wie es auf den ersten Blick vielleicht scheint.

Bestimmt sieht man mir an, dass ich Türkin bin. Obwohl ich nur Kopftuch trage, wenn ich eine Moschee betrete, und sonst ebenso gut als Sdamerikanerin durchgehen könnte. Oder als Spanierin. Mit meinen dunklen

Augen, dem schwarzen Haar und einer Haut, die selbst im längsten und düstersten Winter noch so aussieht, als würde sie immer ein bisschen Sonne abkriegen. Einige meiner Freundinnen und alle meine Tanten behaupten, ich könnte glatt die Tochter von Penélope Cruz sein, die kommt aus Spanien. Ein nettes Kompliment, aber nein, ich bin und bleibe die Tochter einer Türkin und eines Türken. Darauf bin ich auch stolz, und ich benutze dieses Wort an dieser Stelle ganz bewusst. Obwohl das mit dem Stolz wirklich nicht immer leichtfällt. Das liegt zum größten Teil daran, dass meine Familie und ich nicht in unserer Heimat leben, sondern hier, mitten in Deutschland. In Berlin, um genau zu sein. Und wer es noch genauer wissen will: im Stadtbezirk Schöneberg. Vielleicht ist das nicht unwichtig, obwohl Schöneberg riesig ist. Aber ich wette: Denen, die den Teil Schönebergs kennen, in dem wir wohnen, die Gegend um den U-Bahnhof Bülowstraße, sagt das eine ganze Menge.

Dass ich Türkin bin, ist aber nur die halbe Wahrheit. Ich war ungefähr neun Jahre alt, als ich einen deutschen Pass bekam, nicht *auch*, sondern *nur* einen deutschen. Also bin ich ganz offiziell, mit Stempel, amtlichem Segen und allem, was dazugehört, deutsche Staatsbürgerin. Nicht, dass mich damals jemand gefragt hätte – mich, eine Neunjährige! Doch inzwischen habe ich mir die deutsche Staatsbürgerschaft redlich verdient. Immerhin bin ich in Berlin nicht nur geboren, sondern auch aufgewachsen. Ich gehe hier zur Schule, und wer sich mit mir unterhält, wird schnell feststellen, dass ich die deutsche Sprache absolut unfallfrei hinbekomme. Ihre Grammatik ist zwar verflücht kompliziert, sie macht mir aber nicht mehr zu schaffen als meinen

deutschen Mitschülern. Türkisch beherrsche ich natürlich auch, allerdings nicht so gut, selbst mein Englisch ist besser, was meine Eltern nicht unbedingt erfahren müssen. Um aber bei dem Gedanken zu bleiben: Seit ich auf der Welt bin, habe ich – von ein paar Urlauben und dem einen oder anderen kleinen Ausflug abgesehen – immer nur die Luft dieser Stadt geatmet. Zwar ist unsere Familie, und da schließe ich jetzt mal meine Großmutter mütterlicherseits, zwei Tanten und zwei Onkel mit ihren jeweiligen Familien mit ein, mehrmals umgezogen, es ging aber nie über die Grenzen Schönebergs hinaus.

Soll keiner sagen, dass einen das nicht prägt. In Istanbul oder in Antalya wäre sicher eine ganz andere Melda aus mir geworden. Oder erst in Çarşamba. Das ist eine Stadt mit einigen angeschlossenen Dörfern im Norden der Türkei, aus der stammen meine Eltern. Wahrscheinlich hätten sie mir dort sogar einen anderen Namen gegeben.

Aber sie leben hier, und ich lebe bei ihnen. Und, da will ich niemandem etwas vormachen: So ein deutscher Pass ist eine schöne Sache. Besonders, wenn man ins Ausland verreisen will oder sich um eine Arbeitsstelle bewirbt oder mit den Behörden etwas zu klären hat, ist er ungemein hilfreich. Das weiß ich von meinem Vater, ich selbst habe meinen Pass noch nicht oft benutzt. Andererseits ändern ein paar Blätter amtliches Papier mit Wasserzeichen zwischen zwei weinroten Pappdeckeln nicht automatisch auch den Menschen, dem sie gehören. Der behält seine Herkunft, und ihm bleibt die Geschichte seiner Familie und seines Landes, seine Religion, erst recht sein Inneres, das, was ihn tief im Herzen bewegt.

Das ist bei mir nicht anders. Aber doch anders als bei

meinen Eltern, die inzwischen auch *nur* noch einen deutschen Pass besitzen. Im Gegensatz zu mir ist für sie alles irgendwie klar. Sie wissen, wer sie sind und wo sie hingehören, womit ich weniger den Wohnort meine als ihre Einstellung zu den wichtigen Fragen des Lebens, zur Religion und zum Kopftuchtragen, zu Anstand und Moral und all dem.

Genau an diesem Punkt fängt das Problem an. Ich würde ja gern sagen, dass es das Problem meiner Eltern ist. Nur wird es dadurch dummerweise auch zu meinem eigenen. Und das macht das Leben für mich ganz schön anstrengend. Es ist wie ein ewiger Hürdenlauf. Wann ich mit dem Laufen anfang, weiß ich gar nicht mehr. Und wann ich damit endlich aufhören kann? Keine Ahnung. Obwohl ich ständig in Bewegung bin, habe ich nicht das Gefühl, dem Ziel ein Stück näher zu kommen. Wahrscheinlich gibt es gar kein Ziel. Dafür immer neue Hürden, die mir meistens auch noch ausgerechnet von den Menschen in den Weg gelegt werden, die mir am nächsten stehen.

Womit ich wieder bei meinen Eltern wäre.

Und das alles, weil ich nicht ins Schema passe und mich auch wehre, in irgendein Schema gepresst zu werden.

Vielleicht übertreibe ich ein bisschen, aber ich glaube, die meisten Leute stellen sich eine Türkin nur als Abziehbild irgendeiner Türkin vor, die ihnen mal auf der Straße oder im Bus begegnet ist: Die trägt natürlich ein Kopftuch, und das aus tiefster religiöser Überzeugung. Ihr gebrochenes Deutsch reicht gerade für »Guten Tag« und »Auf Wiedersehen« und beim Einkaufen höchstens noch für »Zucker« und »Mehl«. Die Hauptschule hat sie bestenfalls mit Ach und Krach hinter sich gebracht. Bildung bedeutet ihr ohnehin nicht viel, da ihre Eltern sie bereits

als Fünfzehnjährige dem Sohn einer befreundeten Familie versprochen haben und sie sich später sowieso ausschließlich um Haushalt und Kinder zu kümmern hat.

Solche Frauen kenne ich auch. Ich kenne sie sogar aus der eigenen Familie. Nur: Ich bin nicht so! Und darüber bin ich sogar dermaßen froh, dass ich drei dicke Ausrufezeichen setze. Ich kann mit keinem dieser Klischees dienen. Na und! Ich denke auch nicht im Traum daran, mich zu ändern. Mein Deutsch ist – ich sagte es bereits – ziemlich gut, ohne dass ich damit angeben wollte. Ich besuche ein Gymnasium, gehöre dort nicht zu den Schlechtesten, war sogar Jahrgangssprecherin und in der Schülervertretung, und das ganz freiwillig, weil ich finde, dass es nichts bringt, nur rumzumeckern. Man muss schon was tun, wenn man etwas ändern will. Und falls nichts schiefgeht, werde ich in diesem Jahr das Abitur schaffen. Danach will ich studieren oder erst mal eine Zeit lang ins Ausland gehen, nach England vielleicht oder nach Frankreich, mein Französisch könnte es vertragen. Aber dann will ich auf jeden Fall studieren. Im Augenblick favorisiere ich Jura. Staatswissenschaften könnte ich mir aber auch vorstellen. Mal sehen.

Das ist die eine Seite. Trotzdem – und das ist die andere – lasse ich im Moment kaum eine Party aus, zu der ich eingeladen werde. Und da laufe ich garantiert nicht mit Kopftuch und knöchellangen Kleidern auf. Was viele, die mich nicht kennen, erst einmal wundert, wenn sie hören, dass ich Türkin bin. Ich liebe Miniröcke, kurze Kleider und neuerdings auch diese sexy Shorts, die ziemlich angesagt sind. Deutsche Mädchen und Frauen machen sich darüber bestimmt keine Gedanken. Sie ziehen einfach an, was sie cool finden. Nichts anderes tue ich auch. Nur dass bei

mir dann gleich die Alarmglocken läuten. Wegen meiner Eltern. Für sie verstoße ich mit den kurzen Fummeln nämlich gegen Traditionen und Werte. Nein, kleiner haben sie es nicht. So sind sie eben. Mit einem Minirock verletze ich nichts Geringeres als ihre Ehre, und die ist ihnen heilig. Deshalb sehe ich zu, dass ich ihnen das nicht allzu häufig antue. Was an meinem Look allerdings prinzipiell nichts ändert, natürlich nicht, wäre ja noch schöner. Ist alles nur eine Frage der Taktik. Um ihnen und mir leidige Diskussionen zu ersparen, verlasse ich die Wohnung, wenn ich zu einer dieser Partys aufbreche, einfach so züchtig gekleidet, wie sie sich das von einer anständigen Tochter wünschen. Meine Partyklamotten verstecke ich so lange in einer Tasche. Die ziehe ich dann später an – eine kleine Verwandlung, als würde ich mir ein zweites Ich überstreifen – und vor dem Nachhauseweg eben wieder aus.

Das hätte ich jetzt wohl besser nicht schreiben sollen! Als hätte ich damit den Ärger erst heraufbeschworen. Es muss nämlich nicht unbedingt ein Minirock sein, Baba – also mein Vater – findet in letzter Zeit so ziemlich alles anstößig, was ich anziehe. Gerade wollte ich eine Pause einlegen und mich kurz mit meiner Tante Zeynep treffen, die gleich um die Ecke wohnt. Ich hatte die Klinke der Wohnungstür schon nach unten gedrückt, als ich meinen Namen hörte. Baba rief aus dem Wohnzimmer, laut und streng, sodass ich es nicht ignorieren konnte.

Ich mache also kehrt, und als ich seinen abschätzenden Gesichtsausdruck sehe, mit dem er mich vom Kopf bis zu den Füßen mustert wie ein Offizier seine Rekruten beim Morgenappell, ahne ich, was jetzt kommt.

»Willst du so auf die Straße gehen?«, fragt er prompt. Und es ist nicht einfach nur eine harmlose Frage. In seiner Stimme schwingt gleich der Vorwurf mit, das könne ja wohl nicht mein Ernst sein. Ich sehe an mir herunter: Jeans, weißes Top, darüber eine schwarze Weste. Was gibt es daran auszusetzen? Zugegeben, die Jeans ist ziemlich eng, skinny, wie das jetzt modern ist. Und das Top hat einen Ausschnitt, aber bestimmt keinen übertriebenen.

»Ja, wieso?«, frage ich unschuldig zurück.

»Zieh dich sofort um!«, höre ich im Befehlston. »So lasse ich dich nicht raus!«

Baba neigt nicht dazu, jedes Thema groß auszudiskutieren. Da bin ich anders. Vor allem, wenn ich mich ungerecht behandelt fühle. Mir ist zwar klar, dass ich gegen ihn doch nichts ausrichten kann. Aber wenn ich mich jetzt, mit achtzehn, nicht widersetze, wann denn dann? Noch habe ich Hoffnung: Ich muss nur oft genug protestieren, dann wird er es eines Tages schon einsehen und toleranter sein.

»Baba, ich bin achtzehn! Ich tue, was ich will!«

»Dann schließe ich die Tür ab! So gehst du nicht raus!«

»Ich sehe doch völlig okay aus.«

»Du rennst rum wie ein Hippie!«

»Gut, wenn du meinst. Wo ist das Problem?«

»Du bist ein Mädchen! Mädchen gehen so nicht auf die Straße.«

»Hast du dich mal draußen umgesehen? Viele laufen so rum, sehr viele sogar.«

»Was die anderen machen, interessiert mich nicht. Du bist meine Tochter, du machst das nicht!«

Am Ende kracht eine Tür ins Schloss, leider nicht die

Wohnungstür. Baba hat wieder gewonnen. Wütend stapfe ich in mein Zimmer, drehe dort aufgebracht eine Runde, um mich abzureagieren, dann gleich noch eine, und weil ich danach immer noch stocksauer bin, werfe ich mich aufs Bett und schreie ins Kissen.

Wie ich diese ewigen Streitereien hasse! Als würde Baba blind durch die Gegend laufen. Immer pocht er auf die alten Sitten und Traditionen. Er muss doch mal einsehen, dass sich die Welt weiterdreht. Warum geht es ihm nicht längst selbst auf die Nerven, mir ständig Vorschriften zu machen? Kaum ein Tag vergeht, ohne dass er meint, mir sagen zu müssen, wie ich mich zu kleiden habe. Oder dass es sich für ein türkisches Mädchen nicht schickt, nach acht Uhr abends noch das Haus zu verlassen. Schon gar nicht, um sich womöglich mit einem Jungen zu treffen. Eine Schande wäre das in seinen Augen. Wenn er wüsste!

Unsere Religion, der Islam, verlangt: Ich darf nicht mit einem Mann schlafen, bevor ich nicht mit ihm verheiratet bin. Sie schreibt aber auch vor, dass ich einem Mann, der mir gefällt, nicht zuzwinkern darf. Ich darf nicht Händchen halten mit ihm, mich nicht einmal im selben Zimmer aufhalten wie er, außer die Tür steht offen. Ich glaube an Gott, an Engel und auch an Mohammed, den letzten Propheten Allahs. Zwar bete ich nicht fünfmal am Tag zu ihm, aber immer dann, wenn mir danach zumute ist. Sehr häufig kommt das allerdings zurzeit nicht vor. Aber ich muss nicht beten, um zu glauben. Ich muss auch nicht ständig in eine Moschee rennen. Nach dem Tod von Babaanne, der Mutter meines Vaters, war ich das letzte Mal in einer. Das ist über ein Jahr her. Mein Glauben hat deswegen nicht gelitten. Aber ich erlaube mir, daneben ein paar eigene Re-

geln aufzustellen, nur für mich. Wenn der Islam also verlangt: Kein Sex vor der Ehe!, dann sage ich mir: Gut, dann aber auch keine Hausaufgaben vor dem Abitur!

Damit das nicht falsch rüberkommt: Ich bin keine *Bitch* und alles andere als leichtfertig in dieser Hinsicht. Obwohl, Baba würde das bestimmt anders bewerten, würde er ahnen, mit wie vielen Jungs ich mich schon verabredet habe. Drei von ihnen habe ich sogar geküsst. Und das, obwohl ich nur in einen verliebt war. Aber dafür gibt es eine Erklärung: Nummer eins war der, den ich liebte. Mit ihm hat es nicht so richtig geklappt. Leider. Und dann zog er zum Studium nach Passau. Trotzdem hing ich noch sehr an ihm, fast zwei Jahre lang. Bis eine Freundin meinte, das sei nur so, weil ich mich auf keinen anderen einließ. Also ließ ich mich auf einen anderen ein. Das war Nummer zwei, überaus liebevoll, zuvorkommend, er schenkte mir Geborgenheit. Doch nach einer Weile begriff ich, dass ich nicht nur Geborgenheit brauchte, sondern jemanden, der mich forderte und mit dem ich am besten jeden Tag ein neues Abenteuer erleben konnte. So einer ist mir allerdings noch nicht über den Weg gelaufen. Nummer drei war es definitiv auch nicht. Den zähle ich eher zur Kategorie Unfall – eine Party, der Alkohol war schuld.

Um meine amourösen Ausschweifungen ins rechte Licht zu rücken: Sie waren alle absolut harmlos. Nur Küsse! Niemals würde ich mit irgendeinem Typen einfach so ins Bett steigen. Religion hin oder her – ich wäre mir einfach zu schade dafür. Sollte jedoch eines Tages plötzlich Mister Right auftauchen... Was soll ich sagen? Ich bin achtzehn und halte mich für eine moderne aufgeklärte Frau. Und wir leben im einundzwanzigsten Jahrhundert. Zur Liebe

gehören nicht nur Küsse, und Liebe fängt lange vor der Hochzeit an, das ist nun mal so.

Meinen Eltern erzähle ich wohl besser nichts von diesen Regeln. Das würde sie nur aufregen oder traurig stimmen oder beides, weil sie von ihrer Tochter unendlich enttäuscht wären.

Jedenfalls war es eine gute Entscheidung, vor Baba erst mal in mein Zimmer zu flüchten. Hier habe ich mir eine kleine Ecke geschaffen, in der ich mich von allem – und allen – abschirmen kann. Gäbe es diese Ecke nicht, ich würde manches Mal durchdrehen. Bei allem Familiensinn, den ich durchaus habe – braucht nicht jeder hin und wieder einen Ort, an dem er ganz allein sein kann?

Meine Ecke ist wie eine Oase im alltäglichen Familiengewusel. Natürlich hätte ich am liebsten das ganze Zimmer für mich. Wenn es da nicht meinen Bruder Tayfun gäbe, dem steht nämlich die Hälfte davon zu. So haben es meine Eltern festgelegt, als wir hier einzogen. Damals war ich vier und konnte nichts dagegen einwenden. Zumal der Umzug ein echter Fortschritt für unsere Familie war. Vorher hatten wir in einer Zweizimmerwohnung gelebt, in der es neben Küche und Bad ein kleines Wohnzimmer gab und dann noch ein Zimmer, das nachts Schlafzimmer für uns alle war und tagsüber Tayfun und mir als Kinderzimmer diente. In der Wohnung hier haben unsere Eltern ihr eigenes Schlafzimmer. Ich weiß nicht, ob sie damals, beim Umzug, davon ausgingen, dass mein Bruder selbst mit dreiundzwanzig Jahren noch keine Anstalten machen würde, sich eine eigene Bude zu suchen. Ich finde ja, es wird höchste Zeit für ihn. Aber er findet anscheinend, es ist äußerst bequem

so, im Hotel Mama. Warum wundert mich das nicht? Tayfun macht gerade eine Ausbildung zum Kaufmann, rechnen kann er.

Aber ich wollte von meiner Oase erzählen: Das Zimmer, das ich mir mit Tayfun teile, ist nicht besonders groß, eher sogar ziemlich klein. Man kann sagen, jeder Quadratzentimeter wird voll ausgenutzt, zwangsläufig. Zwei Bücherregale trennen Tayfuns Bereich von meinem. Gleich dahinter steht mein Bett. An der Wand gegenüber ist gerade noch Platz für einen schmalen Schreibtisch – darüber ein Bücherbord – und einen Kleiderschrank. Und jetzt kommt der Trick: Wenn ich die Schranktür öffne, ist es fast so, als würde ich eine Zimmertür schließen, dann bin ich ganz für mich. Sicher auch irgendwie eine Kopfgeschichte. Hauptsache, es funktioniert, sogar wenn Tayfun in seinem Teil des Zimmers hockt, nur einen Hauch entfernt.

In der Ecke ist es ein bisschen eng, sitzen kann ich ganz bequem, aufstehen wird schwieriger. Deshalb habe ich alles, was ich hier brauche, in Griffnähe deponiert: einen kleinen Kuseltierhund, ein Kissen, Stifte, mein Tagebuch. Ich schreibe nicht jedes Mal etwas hinein, wenn ich mich hierhin verdrücke. Nur wenn meine Gedanken einigermaßen klar sind. Manchmal hocke ich auch einfach nur da, hoffe wie jetzt nach dem Theater mit Baba, dass meine Wut verraucht, oder ich grübele über irgendwas nach. Oder ich heule. Aber das kommt nicht mehr so häufig vor. Man lernt ja dazu. Zum Beispiel, dass es hilft, sich für den Notfall ein paar kluge Sätze zurechtzulegen, die man sich dann immer wieder sagt, still im Kopf wiederholt, als würde man ein Gedicht auswendig lernen. Bis man sie selbst so verinnerlicht hat, dass einem das Prob-

lem gar nicht mehr so überwältigend oder niederschmetternd oder deprimierend erscheint. An der Innenseite der Schranktür hängt eine kleine Liste solcher Weisheiten. Die sind mir irgendwann mal in den Sinn gekommen. Obwohl, Weisheiten? Es sind wohl eher meine ganz persönlichen Leitsätze. Ich glaube, heute halte ich mich gleich an den, der auf dem Zettel ganz oben steht:

Weine nicht, es kann nur besser werden!

Soll ich die anderen Sprüche auch verraten?

Vertraue dir selbst!

Habe Mut!

Sei stolz auf das, was du bisher geschafft hast!

Hüpf und genieße!

Greif nach deinen Träumen!

Ich schaff das mit rechts und du mit links! (Das sagte Helina mal zu mir, sie ist eine gute Freundin, ihre Eltern stammen aus Afghanistan.)

Stecke voller Überraschungen!

Tu, was du willst, und nimm, was du brauchst!

Think Pink!

Vergiss dich nicht und denk daran: Familie ist Reichtum!

Ich will dich lächeln sehen!

Gib niemals auf!

Jeder in unserer Familie hat seinen speziellen Lieblingsbereich in der Wohnung. Babas ist ganz klar das Wohnzimmer. Unsere braune Ledercouch könnte man getrost als seinen Thron bezeichnen. Baba ist Kellner in einem türkischen Restaurant, er arbeitet ziemlich viel, aber wenn er zu Hause ist und nicht schläft, findet man ihn dort. Das ergibt auch Sinn, denn er hat zwei Lieblingsbeschäftigun-

gen: fernsehen und rauchen. Am liebsten guckt er *Kurtlar Vadisi* (»Tal der Wölfe«), eine Serie über türkische Geheimdienstleute, die gefährliche Ganoven jagen, in der pro Folge schätzungsweise vierzig bis siebzig Menschen erschossen, erwürgt, erstochen, in die Luft gesprengt oder auf eine andere Weise ins Jenseits befördert werden. Aber die Serie läuft nicht mehr. Sonst steht bei ihm noch Fußball hoch im Kurs. Entweder sieht er sich Spiele an oder irgendwelche Diskussionen darüber, die meistens noch länger dauern. Baba ist Fan von Galatasaray und hat sich extra einen Receiver zugelegt, um den Vereinssender empfangen zu können. Ich weiß nicht, was die den ganzen Tag bringen, aber irgendwie läuft immer was.

Vor zwei Tagen war mein Onkel Cemal zu Besuch. Baba und er sahen sich das Spiel Galatasaray gegen Fenerbahçe an. Da Onkel Cemal für Fenerbahçe ist, konnte er nach dem Schlusspfiff jubeln. Baba dagegen kochte vor Wut. Er schaltete sofort auf einen anderen Kanal und wechselte kein Wort mehr mit seinem Schwager. Das gibt sich aber wieder.

Wahrscheinlich ärgerte er sich noch ein bisschen mehr als sonst, wenn seine Mannschaft verliert, weil er seit Neuestem seinen Frust nicht mehr mit einer Zigarette abregieren darf. Jedenfalls nicht im Wohnzimmer, und da steht nun mal der Fernseher. Meine Mutter – die ich meistens Anne nenne, das ist das türkische Wort für »Mama«, es wird auf dem »e« betont – war in der Türkei und hat neue Gardinen mitgebracht, die jetzt im Wohnzimmer hängen. Damit die nicht gleich wieder vergilben, hat sie das Zimmer zur nikotinfreien Zone erklärt. Mich wundert, dass Baba einfach gehorcht, doch er tut es komischerweise.

Ich könnte an dieser Stelle etwas über die merkwürdigen Machtverhältnisse innerhalb unserer Familie erzählen, über Schein und Sein, wenn man so will. Dafür ist es aber noch zu früh, das kommt später dran. Auf jeden Fall raucht Baba seitdem nur noch auf dem Balkon oder in der Küche.

Dabei ist die Küche eigentlich Annes Revier. Das bedeutet aber nicht, dass wir anderen sie nicht betreten dürfen. Es ist so ähnlich wie bei Baba und dem Wohnzimmer: Anne geht auch arbeiten, eigentlich ist sie Erzieherin, aber seit einigen Jahren kümmert sie sich in einem islamischen Kindergarten um alles Organisatorische und den ganzen Verwaltungskram. Trotzdem versorgt sie uns natürlich, kauft nach der Arbeit ein und verbringt den Rest des Tages in der Küche. Dreimal die Woche kocht sie, jedes Mal gleich so viele Portionen, dass sie für uns alle zwei bis drei Tage reichen. Natürlich türkische Gerichte, *Karniyarik* zum Beispiel, mit Hackfleisch gefüllte Auberginen, oder *Yoğurtlu Çorba*, eine Joghurtsuppe mit Fleischbrühe, aber meistens etwas mit richtigem Fleisch, weil Tayfun am liebsten Fleischgerichte isst. Abends, wenn sie mit allem fertig ist, dringt sie in Babas Revier ein, setzt sich zu ihm auf die Couch. Diesen Platz scheint sie sehr zu mögen, denn an Babas Seite lässt sie sogar Fußballübertragungen über sich ergehen, für die sie sich eigentlich nicht die Bohne interessiert. Es gibt aber auch Abende, an denen sie Baba so lange im Ohr liegt, bis er ihr murrend die Fernbedienung überlässt. Das ist ein sicheres Zeichen dafür, dass Dienstag ist, weil da auf Kanal D ihre Lieblingsserie läuft, *1001 gece* (»1001 Nacht«), die verpasst sie nur ungern.

Wahrscheinlich kann man nun doch erahnen, wer bei

uns zu Hause eigentlich der Chef ist. Allerdings ist Anne sehr geschickt darin, Baba das Gefühl zu geben, er wäre es.

Samstags wird das immer besonders deutlich, da ist Putztag. Während Anne durch die Wohnung wirbelt, bis alle Zimmer blitzen, als würde niemand darin wohnen, thront Baba auf seinem Platz vorm Fernseher, als würde ihn das alles nichts angehen. Für Hausarbeit fühlt er sich einfach nicht zuständig, das war schon immer so. Man kann die Tage, an denen er Anne hilft, die Einkäufe in den zweiten Stock zu schleppen, rot im Kalender anstreichen, so selten kommt das vor. Tayfun hat sich dieses ach so männliche Verhalten natürlich schon als kleiner Junge abgeguckt. Seine einzige Pflicht im Haushalt besteht darin, die Gardinen ab- und wieder aufzuhängen, wenn sie gewaschen werden. Aber das kommt nur alle halbe Jahr vor.

So einfach kann ich mich nicht drücken, obwohl ich die Putztage hasse. In meinem Zimmerteil herrscht organisiertes Chaos, das finde ich praktisch und gemütlich. Anne allerdings sieht das völlig anders. Seit Jahren kriegen wir uns deswegen immer wieder in die Haare, weil sie meinen Stil partout nicht akzeptieren will. Sie flucht dann richtig, und wenn ihr kein Argument mehr einfällt, sagt sie: »Und so was nennt sich Mädchen!« Wahrscheinlich will sie damit an mein Gewissen appellieren, dabei ist das Durcheinander für mich wirklich besser, so finde ich wenigstens alles wieder. Manchmal droht Anne auch, was herumliegt, in einen Müllsack zu stopfen und aus dem Fenster zu werfen. Doch das würde sie niemals tun. Die Nachbarn könnten ja sonst was denken! Einen Nachteil hat meine Unordnung aber tatsächlich: Sie breitet sich auf wundersame Weise aus, was ich mir nicht so recht erklären kann. Als

würden meine Sachen manchmal Füße bekommen. Auf einmal herrscht auch nebenan, auf Tayfun's Territorium, Chaos. Dabei ist mein Brüderchen die Ordnung in Person, er lässt nie etwas herumliegen. Im Gegensatz zu unserer Mutter geht er damit jedoch völlig gelassen um, sammelt einfach alles, was mir gehört, auf und wirft es in meinen Bereich zurück. Damit ist das Problem für ihn erledigt. Guter Bruder.

Falls ich Tante Zeynep heute noch treffen will, sollte ich schleunigst losdüsen. Wir sind in einem Café in der Nähe des U-Bahnhofs verabredet, keine fünf Minuten von hier. Um nicht noch einmal von Baba gestoppt zu werden, ziehe ich mir eine Jacke über und husche blitzschnell an der offenen Wohnzimmertür vorüber. Bei dem Tempo kann er mich höchstens zwei Sekunden gesehen haben, trotzdem spüre ich seinen strengen Blick noch draußen vor der Wohnungstür, als besäße er die Gabe, durch Wände zu gucken.

Im Treppenhaus muss ich meine Geschwindigkeit sofort drosseln. In anderen Mietshäusern, das weiß ich von den Häusern, in denen meine Freundinnen wohnen, gibt es in den Treppenfluren Stufen und Geländer. Die gibt es bei uns auch, nur werden sie meistens in einen Hindernisparcours verwandelt, den man bewältigen muss, um nach unten und dann hinaus auf die Straße zu gelangen. Jeden Tag wird er neu gestaltet, von Nachbarskindern, die morgens gegen sieben von ihren Eltern rausgesetzt werden, erst abends wieder reindürfen und in der Zwischenzeit hier herumlungern. Heute haben sie Chipsreste verteilt, Überbleibsel von Salzstangen, eine offene Colaflasche, deren Inhalt auf mehreren Stufen einen klebrigen Film hinterlässt,

und Plastiktüten aus diversen Supermärkten. Irgendeine Systematik ist dabei nicht zu erkennen, man muss einfach nur aufpassen, wo man hintritt. Man sollte sich auch nicht von den Graffitis an den Wänden ablenken lassen. Sind ohnehin keine Kunstwerke. Eine neue Nachricht erhasche ich trotzdem: »Nihal ich liebe dich!«, prangt ein Stockwerk tiefer an der Wand. Schön für Nihal oder vielleicht auch nicht. Ich kenne keine Nihal, wahrscheinlich wohnt sie gar nicht hier.

Als ich das letzte Hindernis, die Haustür, erreiche, sie gerade aufziehen will, versperrt mir die Frau aus der fünften Etage den Weg. Sie und ihre sechs Kinder, die hat sie immer dabei, wobei ich mich frage, wie sie die Bande auf der Straße oder in einem Geschäft unter Kontrolle behält. Ihr jüngstes Kind trägt sie auf dem Rücken, ein zweites auf dem linken Arm, an dem gleichzeitig drei Einkaufstüten baumeln. Mit der rechten Hand schleppt sie noch zwei Tüten, außerdem krallt sich ihr drittes Kind daran fest, während das vierte vor ihr steht und quengelt, weil es nicht mehr laufen will. Nur die zwei ältesten wirken halbwegs entspannt, sie trotten mit etwas Abstand hinter ihr her.

Die Frau stammt aus dem Libanon, sie und ihr Mann sind palästinensische Flüchtlinge. Ich weiß, dass sie ihre Kinder über alles liebt. Trotzdem hätte sie unter anderen Umständen keine sechs bekommen, schon gar nicht in Abständen von jeweils ungefähr einem Jahr. Das hat sie meiner Mutter anvertraut. Da sie und ihr Mann für Deutschland keine Aufenthaltserlaubnis haben, sondern nur geduldet sind, setzen sie ein Kind nach dem anderen in die Welt, um nicht abgeschoben zu werden. Wenn ich das richtig verstanden habe, dürfen sie nicht ausgewiesen



Melda Akbas

So wie ich will

Mein Leben zwischen Moschee und Minirock

Taschenbuch, Broschur, 240 Seiten, 12,5 x 18,3 cm

ISBN: 978-3-570-30809-7

cbt

Erscheinungstermin: April 2012

Der beeindruckende Bericht einer 18-jährigen türkischstämmigen Deutschen zwischen westlichen Werten und türkischer Familientradition

Sie ist 17, lebt als Deutsch-Türkin in Berlin, engagiert sich als Schülerin und ihr größter Wunsch ist ein selbstbestimmtes Leben: Melda Akbas bezweifelt, dass viele Deutsche wissen, was es heißt, ein Migrantenkid zu sein. Vorurteile und Desinteresse bestimmen das Bild. Eloquent und selbstbewusst setzt sie ihre Momentaufnahme dagegen ein und versucht den Spagat zwischen Respekt vor ihren muslimischen Wurzeln und ihrer Entschlossenheit, sich einzumischen, mitzubauen an einer friedlichen Welt vieler Kulturen und als Frau selbständig zu leben.

 [Der Titel im Katalog](#)